

Sie waren soeben an der Kurve angelangt. Auf der kleinen Brücke machten sie halt. Hier, am Fließchen namens Mops, war auf der einen Seite ein Wehr. Das Wasser rauschte etwa drei Meter in die Tiefe, und es riß so manche Rarität mit sich. Fische allerdings sah man dort nur noch selten, weil die Abwässer aus der benachbarten Fabrik einfach in das kleine Gewässer geleitet wurden. Trotzdem, die beiden, vor allem Alex, amüsierten sich auch über herangeschwemmte Schuhe und seltsam geformte Zweige, die in wilder Fahrt das Wehr hinabsausten.

Es war noch ein bißchen Zeit, bis die Frühschicht zu Ende ging und der Papa angeradelt kam. Also schauten sie sich noch ein wenig um.

Manuela fiel auf, daß jemand frische Blumen an das kleine Denkmal gestellt hatte. Es war polnischen Soldaten gewidmet, die im April 1945 in das deutsch-sorbische Dörfchen einmarschiert waren. Na eben, ist ja genau vierzig Jahre her jetzt, dachte sie. Sie mußte ihre ganze Aufmerksamkeit darauf richten, die verblaßte Inschrift auf dem Gedenkstein aus Granit zu entziffern, hatte deshalb auch kaum einen Blick dafür, was um sie herum vor sich ging.

Den Tieflader mit der Rundum-Leuchte bemerkte Manuela erst in der Kurve.

Es passierte hinter der Brücke mit dem kleinen Wehr. Die ersten Leute, die aus dem Kraftwerk von der Frühschicht kamen, sahen, wie sich der Kranausleger von mindestens dreißig Tonnen löste und mit Getöse auf die Straße donnerte, sich dunkel abzeichnend gegen den strahlend blauen Himmel. Sie hörten die Bremsen des Tiefladers quietschen, der Pkw, der vorausgefahren war, blieb ruckartig stehen.

Die Leute hielten vor Schreck den Atem an, weil sie plötzlich etwas durch die Luft fliegen sahen, das aussah wie eine Puppe, aber schrie wie ein kleiner Mensch, um schon nach einigen Metern am Ufer zu landen. Und sie wußten nicht, wohin sie zuerst rennen sollten, zu dem Kind, das wimmernd im Gras lag oder zu der jungen Frau, die ein Stück vom Kinderwagen fest umklammert hielt, bevor sie zusammensackte, offenbar gestreift von dem stählernen Ungetüm.

Um Manuela schien sich plötzlich alles zu drehen. „Oh Gott, was ist los?“ konnte sie nur noch denken. Und vor allem: „Wo ist Alex?“

Das beschämende Gefühl, ihm in höchster Not nicht beistehen zu können, nahm ihr das Bewußtsein. Als sie nach Sekunden (oder waren es Minuten?) wieder zu sich kam, wollte es ihr trotz größter Anstrengungen nicht gelingen, die Augen zu öffnen. Das Gehör funktionierte aber offenbar, denn sie vernahm ganz deutlich aufgeregte Stimmen von Männern und Frauen, die wohl neugierig um sie herumstanden oder hin- und herrannten.

„Oje, das viele Blut...“, lamentierte eine weibliche Stimme.

„Ich glaube, ein Auge liegt neben der Frau!“ hörte Manuela jemand anderes flüstern.

Sie hörte, wie Schuhsohlen im Sand scharrtten, der Streusand vom Winter lag noch auf dem Bürgersteig, wie Stimmen wisperten, andere schrien, daß man einen Arzt und die Polizei brauche. Alle Äußerungen schienen von Schubsen und Gedränge begleitet zu sein, eine junge Frau hatte offenbar einen Mann mit den Worten beiseite gestoßen: „Laßt mich mal durch, ich bin Krankenschwester...“

„Deswegen brauchen Sie mich nicht zu schubsen“, hatte der Mann unwillig gebrummt.

Doch die Krankenschwester hatte sich offenbar schon niedergehockt, Manuela konnte einen leichten Geruch nach Mandeln wahrnehmen, ein ungewöhnliches Deodorant.

Sie spürte, wie sie auf die Seite gedreht wurde, wie ihr jemand einen provisorischen Verband auf das Auge drückte, ihr eine Decke oder etwas Ähnliches unter den Kopf schob. Doch das alles nahm sie wahr, als würde es im Grunde genommen gar nicht sie selbst betreffen.

Aber Alex, was war mit ihm passiert, was war überhaupt geschehen, wieso konnte sie nicht aufstehen, wieso nicht einmal die Augen öffnen, um nach ihrem Jungen zu sehen?

Nun war anscheinend ein Krankenwagen angekommen. Schon von weitem hörte Manuela das Martinshorn, nahm in unmittelbarer Nähe das Quietschen der Bremsen vor dem Anhalten wahr.

„Laßt doch mal die Ärzte durch“, forderte die junge Stimme der Krankenschwester, die sich wohl aufgerichtet hatte, um selbst Platz zu machen.

„Treten Sie bitte zur Seite!“ rief nun auch ein Mann in das Stimmengewirr, unter das sich nun das Geräusch von scharrenden Füßen mischte. Dann hoben zwei Männer das Häufchen Frau vorsichtig auf die Trage und schoben es in das Wageninnere.

Der eine Arzt, Dr. Blauwald, ein Gynäkologe, Manuela hatte ihn an der Stimme erkannt, schloß sie an den Tropf an. Der andere, Dr. Grunert, ein Chirurg, kontrollierte den Kreislauf.

„Hören Sie mich, Frau Althans?“

Der Chirurg kannte die Verunglückte auch aus der Betriebspoliklinik des Kraftwerkes. Einmal war sie schon in seiner Sprechstunde gewesen. Sie war auf einem Lichtgitterrost umgeknickt, als sie zu einem Gesprächspartner wollte. Der Knöchel war damals nur arg geschwollen. Gebrochen war nichts, wußte der Chirurg noch.

Er mußte auch unwillkürlich daran denken, daß er ihr ein andermal stolz seine Zinnsoldatensammlung gezeigt hatte. Im Unterhaltungsteil des Blattes wurden zu dieser Zeit gerade Leute vorgestellt, die ein

besonderes Hobby hatten. Sein Steckenpferd war es nun einmal, mit über eintausend Zinnsoldaten historische Schlachten nachzugestalten, und das gehörte ja wirklich nicht gerade zum Alltäglichen. Er erinnerte sich noch ganz genau, wie sie am liebsten jeden einzelnen Zinnsoldaten fotografiert hätte, weil jeder einen anderen Gesichtsausdruck hatte.

Und nun lag diese kleine Frau hier auf der Trage. Es sah gar nicht so gut aus für sie.

Wieder fragte er laut und deutlich: „Frau Althans?“

Manuela konnte ihn zwar durchaus gut hören, aber antworten konnte sie ihm auch nach äußerster Anstrengung nicht. Irgend etwas war mit ihrem Mund geschehen. Dr. Grunert wiegte nur gedankenverloren seinen Kopf hin und her, er hatte wohl auch keine Antwort erwartet.

Schon ging die Fahrt ab, die Lautstärke des Martinshorns übertönte in ihren Ohren alle anderen Geräusche. Dagegen wollte sie eigentlich immer wieder anschreien mit der Frage, die sie immer noch einzig und allein wirklich beschäftigte: „Wo ist mein Junge?“

Aber nur ein kaum hörbares Röcheln kam aus ihrer Kehle. Es war so leise, daß die beiden Männer in den weißen Kitteln es gar nicht hätten wahrnehmen können.

Manuela hatte unterdessen das Gefühl, in einer unglaublichen Geschwindigkeit durch grellbunte Kreise zu rasen, wie in einem Kaleidoskop, dann war da wieder Finsternis, dann erneut bunte, bizarr tanzende Farbgebilde. Sie fühlte plötzlich, wie sie fortgerissen wurde, in wilder Fahrt durch einen riesig langen Tunnel raste. Endlich helles Licht am Ende.

Ein Tunnel? Ein Licht? Seltsam!

Was für ein Tunnel? Was für ein Licht? Sie wußte es nicht.

Sie kam auch gar nicht mehr dazu, darüber nachzudenken, denn blitzartig wurde jetzt eine Szene lebendig, die sie, damals dreizehnjährig, auf einem Rummel erlebt hatte:

\*\*\*

Sie war wieder einmal in einer neuen Schule. Wieder einmal war sie mit ihrer Pflegemutter und deren neuem Mann („Franz der Fünfte“, wie sie ihn heimlich nannte) in eine Stadt gezogen, die sie, wie alle anderen vorher auch, nicht kannte.

In der siebenten Klasse war es besonders schwierig, sich als „die Neue“ gegenüber den anderen zu behaupten. Wie froh war sie deshalb über das Angebot von Lilli, einer Mitschülerin, die sie schon nach ein paar Tagen gefragt hatte, ob sie jetzt ihre Freundin sein wollte. Und ob sie das wollte!

So war sie also eines Tages, nach einem ausgedehnten Stadtbummel, mit ihrer neuen Freundin auf dem Rummel gelandet. Es war herrlich dort, die laute Musik, auch Leierkastentöne waren zu hören, das Schreien der Losverkäufer, das Lachen der Kinder auf den Karussells, die sich in mehr oder weniger wilden Fahrten drehten. Aber ihre paar Taschengeld-Pfennige waren schnell zu einem winzigen Vorrat zusammengeschrumpft. Sie mußten sich nun entscheiden: entweder noch einmal Riesenrad oder Wahrsagerin.

Keine Frage, sie fanden sich schnell im Zelt dieser hochinteressanten Dame wieder. So sah also eine Hellseherin aus? Lachhaft!

Die beiden pubertierenden Mädchen sahen sich kichernd an, sie wollten einfach „mal so aus Quatsch“ wissen, was die Zukunft für sie bereithielt. Und ob der Micha wohl ein bißchen verliebt in Lilli sei.

Manuela dachte da wohl eher und noch immer an ihren schwarzhaarigen Peter, ihre erste Kinderliebe aus der dritten Klasse in Finsterbusch. Sie war damals immer wieder hingerissen, wenn er ihre ewigen Schmalzschnitten öfter mal gegen ein Butterbrot und einen Apfel getauscht hatte. Aber das lag ja schon so lange zurück! Ob er wohl auch noch an sie dachte? Vielleicht hatte ja diese seltsam bunte Dame dort eine frohe Nachricht?

Doch die Wahrsagerin machte keinen sehr fröhlichen Eindruck. Ihre Haut sah ein bißchen wie gegerbtes Leder aus, braun und von vielen Fältchen durchzogen. Von ihren Haaren, war nur der glatt und streng nach hinten gekämmte, schwarz glänzende Ansatz zu sehen. Alles andere war von einem Kopftuch mit lauter bunten Rosen auf dunkelblauem Grund bedeckt.

Wie damals hatte Manuela jetzt wieder das Gefühl, dem besorgten Blick aus den dunklen Augen der Frau zu begegnen.

In gebrochenem Deutsch hörte sie sie plötzlich auch jetzt wieder ganz deutlich fragen: „Willst du ganze Wahrheit?“

Als das Mädchen zögernd genickt hatte, sagte die alte Zigeunerin: „Nun, Kleines, du mußt in Leben viel, viel mehr als andere Leute kämpfen um alles. Um Liebe, Freundschaft, Glück, Gesundheit, selbst um nacktes Leben. Wenn du sein wirst dreißig, kommt sehr schwerer Unfall. Kann sein, dein Leben zu Ende. Wenn aber du richtig kämpfen, kann auch sein, du wirst alt. Aber leicht wird dein Leben niemals! Und immer, wenn Katastrophe vorbei, dann mußt du aufrichten dich – wie ein Steh-auf-Männchen.“

Manuela erschauerte, als sie glaubte, den dunkelstimmigen Singsang der Frau und ihr eigenes helles, mädchenhaftes Lachen zu hören, das diesen eindringlichen Worten gefolgt war. So etwas konnte man

ja schließlich nicht ernst nehmen. Sie hatte nie wieder an „diesen lächerlichen Mummenschanz“ gedacht.

\*\*\*

Aber jetzt und hier, auf dieser wackligen Krankentrage, kam ihr mit aller Deutlichkeit zum Bewußtsein, daß sie genau dreißig Jahre alt war.

Ebenso schnell wie diese Szene in den Kopf der Verunglückten gekommen war, verschwand sie auch wieder.

Was die junge Frau in diesem Moment wahrnahm, war Motorengeräusch. Und Stimmen. Die beiden Ärzte sprachen offenbar miteinander. Aber sie verstand kaum etwas. Immer wieder wurde es um sie herum dunkel, dann wieder gleißend hell, daß es sie schmerzte. Wo genau die Schmerzen herkamen, hätte sie nicht zu sagen gewußt.

Es fragte sie auch niemand.

Nun hörte sie deutlich, wie jemand an die Scheibe zur Fahrerkabine klopfte, sie quietschend aufschob und den Fahrer bat: „Mach doch mal das Horn aus, das zerrt ja an den Nerven. Ich bezweifle sowieso, daß die dort in der Klinik dieses Häufchen Gulasch hier jemals wieder zusammenflicken können.“

„Na, na“, sagte der andere, mit mildem Vorwurf und mit einem besorgten Seitenblick auf die Schwerverletzte.

„Ach, die Kleine, die hört doch eh nichts“, vernahm Manuela nun wieder die Stimme des ersten. Das war wieder Dr. Grunert, der Chirurg.

In ihrer heiß aufsteigenden Wut wollte sie schreien:

„Was bilden Sie sich ein? Ich höre alles sehr gut, ich bin nicht weggetreten. Und Gulasch? Das werd' ich euch schon noch zeigen. Von wegen!“

Aber über ihre Lippen kam nicht ein einziger menschlicher Laut, nur ein schwaches Gurgeln. Diesmal jedoch war es laut genug, um die beiden Ärzte aufmerksam werden zu lassen. Sie verstummten sofort und wandten sich ihr wieder zu.

Der eine fühlte nach ihrem Arm, die Nadel mit der Kanüle saß noch fest. Der andere nahm Puls und Blutdruck.

„Sie steht unter Schock“, konstatierte Dr. Grunert.

Keiner von beiden konnte ahnen, was in diesem Moment in ihr vorging. Sie war wild entschlossen:

„Von wegen Gulasch, ich werde es euch schon zeigen! Ich mußte weiß Gott immer um alles kämpfen. Ich werde auch das jetzt irgendwie schaffen! Ich soll doch schließlich ein Steh-auf-Männchen sein!“

Doch sie war sich auch bewußt, daß sie davon noch sehr, sehr weit entfernt war. Ihre ganze Kraft würde sie aufbieten müssen, um einfach nur zu überleben. Doch sie hatte ein starkes Motiv: ihre drei Kinder.

„Sie brauchen mich doch!“ dachte sie, verzweifelt gegen die Dunkelheit ankämpfend, ihr ganzer Körper sumnte, dröhnte und schmerzte.

Da fiel ihr Alex wieder ein. „Wo ist er überhaupt? Haben sie ihn dort auf dem Bürgersteig liegenlassen? Was war mit ihm passiert?“

Fragen über Fragen wirbelten durch ihren geschundenen Kopf. Aber niemand hörte oder beantwortete sie.

Dann hüllte sie doch wieder die Dunkelheit ein. Diesmal wehrte sie sich nicht dagegen und ließ sich willenlos, ja sogar ein wenig dankbar, fallen.